

Mühseligkeit der Wirklichkeit und mutig wie Herakles den Widerwärtigkeiten ins Auge zu blicken und aufzublicken zu der uns als Leitstern vorschwebenden Idee. So sind die Ideen gleichsam Leitmotive für den im Wissen und im Handeln nach Vollendung strebenden Menschen und verhängnisvoll nur für den irrenden Phantasten, der das, was als ein *sursum corda* in seine Seele gepflanzt ist, außer sich in der Welt des Empirischen verwirklicht wähnt. Es ist doch nur ein anderer Ausdruck für dasselbe, wenn Kant sagt: Ideen dienen bloß zur Regel, als ein regulatives Prinzip, objektive Realität ist ihnen nicht beizumessen. Dieses Wort scharfer Grenzscheidung klingt auch in Schillers Wallenstein hinein. In Wallensteins berühmter Entgegnung auf die Warnungen des Max, in jenem Glaubensbekenntnis des Realisten „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort . . .“ hat der naiv empfindende Schüler gleich das Gefühl, daß Wallenstein im Unrecht ist. Warum aber? Wallenstein urteilt nur von *Tatsachen*, wo es sich um ein *Werturteil* handelt; von seinem Standpunkte aus kann er dem Ideal nicht gerecht werden.

„Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich.“

So sagt allein der rechnende Verstand. Man kann die Sterne nicht mit Händen greifen, sie bleiben uns auf ewig unerreichbar. Und doch leuchten sie dem Schiffer auf dunklem Meere voran. Unerreichbarkeit, und trotzdem Wirksamkeit!

III.

So gehen die Ideen als oberste Normen hinaus über das, was ist, und leiten hin zu dem, was sein *soil*. Dieses aber ist das Gebiet des *Praktischen*, und darin zeigen Ideen recht eigentlich ihre Wirksamkeit. Ja irgend eine Handlung, sofern sie die eines Vernunftwesens ist, ist überhaupt unmöglich ohne die Wirksamkeit einer Idee. Wie der Mensch teils Sinnenwesen, teils Vernunftwesen ist, so sind seine Handlungen aus Notwendigkeit und Freiheit zusammengesetzt. Schillers dramatische Gestalten veranschaulichen dieses, am deutlichsten Wallenstein, aber auch Don

Cesar u. a. Von dem Willenswiderstand gegen die Naturbedingungen, „des Geistes tapfrer Gegenwehr“ (Das Ideal und das Leben, Strophe 13) erhalten überhaupt die Schillerschen Dichtungen zumeist ihre Lebensfarbe,

„Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.“

Worte, mit denen der große Freund das innerste Wesen unsers Dichters getroffen hat.

Man darf nach Schillers ganzer Geistesart und Entwicklung annehmen, daß die eigenartige Wendung, die Kant dem Freiheitsproblem gab, dasjenige war, was Schiller zu Kant hinführte. Man dürfte dieses, sage ich, annehmen, selbst wenn es nicht ausdrücklich durch Schillers Briefe ²⁶⁾ bestätigt wäre. Er hatte um Freiheit gerungen wie Jakob mit dem Engel, hier endlich fand er, was ihm wie ein Evangelium klingen mußte: Freiheit ist Gesetz, Selbstbestimmung.

„Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“

Wo von dem Verhältnis von Schillers zu Kants Ethik die Rede ist, da wird leicht allzu geistlich ein Unterschied hervorgehoben und das Übereinstimmende nicht genügend gewürdigt: die Gemeinsamkeit der Grundbegriffe. Dieses letztere aber ist überhaupt das wesentliche, zu allermeist für eine Propädeutik.

Die beste Darstellung der ethischen Grundbegriffe, deren Kenntnis für das wahre Verständnis Schillers so ungemein wichtig ist, findet man im 1. Kapitel von Kants Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Ich wüßte in der Tat keinen Grund, warum dieses in seiner grandiosen Einfachheit klassische Kapitel nicht in den Lektüreplan der Prima aufgenommen werden sollte. Für das Gymnasium liegt es geradezu auf der Hand, bei Sokrates darauf zu sprechen zu kommen. Für die Realanstalten ist es um so wichtiger, als ihnen nicht einmal ein Ersatz in der Platolektüre zur Verfügung steht. Oder was könnte das Englische dafür setzen? Etwa Shaftesbury? Es wäre gerade das, was Kant bekämpft und endgültig abgetan hat.

²⁶⁾ Es kommt hier besonders der Brief an Körner vom 18. Februar 1793 in Betracht, in dem es heißt: „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden als dieses Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme Dich aus Dir selbst; sowie das in der theoretischen Philosophie: Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze.“

Kants Grundlegung ist die definitive Absage von aller eudämonistischen Moral, die Gründung des Sittengesetzes auf den im sittlichen Bewußtsein enthaltenen Begriff der Pflicht. Er braucht nicht erst durch gelehrte Untersuchungen ausfindig gemacht zu werden, er leuchtet auch dem gemeinen, ungelehrten Verstande von selbst ein. Aber gereinigt muß das Gold werden von allen Schlacken, von allem Zufälligen, von aller Rücksichtnahme auf äußere Motive, aller Einschmeichlung und Selbsttäuschung. Es gibt nur eine Pflicht: die Achtung fürs moralische Gesetz zum alleinigen Prinzip des Willens zu machen. Und ein solcher Wille ist überhaupt das einzige, was ohne Einschränkung für gut kann gehalten werden. Der Wille gibt sich selbst das Gesetz, er ist autonom.

Es ist an dieser Stelle überflüssig, die Kantischen Grundgedanken des weiteren hier herzuzählen. Man sehe sie lieber in der Quelle selbst ein. An Gelegenheiten, an der Hand der Dichtung die Majestät des Sittengesetzes zur Anschauung zu bringen, fehlt es wahrlich nicht. Ich erinnere nur an die ungeschriebenen Gesetze, auf die sich die Antigone des Sophokles beruft und die auch Goethes Iphigenie Thoas gegenüber geltend macht. Aber die Stellung Schillers zu dem Kantischen Grundsatz erheischt noch eine Bemerkung. Darüber kann gar kein Zweifel herrschen, daß in der Begründung der Ethik Schiller mit Kant ganz übereinstimmte, und daß auch Schillers Einwendungen in seiner Abhandlung „über Anmut und Würde“ an dem von Kant aufgestellten Prinzip gar nicht rütteln wollen. Dieses steht unabweislich durch Zeugnisse von beiden Seiten fest und die Klärung der scheinbaren Uneinigkeit brachte Kant in einer Anmerkung zur zweiten Auflage der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (S. 21 f.). Im Prinzip ist Schiller mit Kant ganz einig, soweit es das rein Moralische betrifft²⁷⁾. Erst wo Schiller auf das ästhetische Gebiet übergeht²⁸⁾, geht er über Kant hinaus und stellt sich teilweise zu ihm in einen gewissen Gegensatz. Schiller hat das Ideal

²⁷⁾ Kühnemann: Schillers philol. Schriften. Einleitung S. 44 f. Bauch: Schiller und die Idee der Freiheit. In „Schiller als Philosoph“, Festgabe der „Kantstudien“ 1905. S. 106 f. Die wichtigsten Zeugnisse für Schillers vollständige Beistimmung zum Kantischen Moralprinzip macht Vorländer geltend in den Briefen Schillers an den Prinzen von Augustenburg. Vgl. besonders die ursprüngliche Fassung des 6. Briefes vom 3. Dezember 1793. Vorländer: Kant-Schiller-Goethe. Leipzig 1907, S. 26.

²⁸⁾ Am klarsten gibt Schiller selbst darüber Aufschluß in der Anmerkung zu seiner Abhandlung „über das Pathetische“, wo er über die Verschiedenheit von moralischer und ästhetischer Schätzung pflichtgemäßer Handlungen spricht.

einer vollendeten ästhetischen Kultur vor Augen, Kant nicht. Kant zeigt uns nur den Kampf, Schiller den Sieg, vollständiger aber in „Ideal und Leben“ den Kampf und den Sieg. Das ist kein Widerspruch, das ist eine Ergänzung. Als Entgegnung auf Schillers Abhandlung „über Anmut und Würde“ schreibt Kant 1794: „Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Hercules Musaget.“ Darauf im folgenden Jahre Schiller in seinem Gedichte:

„Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaszten —
Bis sein Lauf geendigt ist —
Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.“²⁹⁾

Es ist aber die Ansicht zu einem fast unausrottbaren Vorurteil geworden, daß Schiller durch eine Modifizierung der ethischen Begriffe „die wunde Stelle des kantischen Rigorismus geheilt habe“, wie sich z. B. Wendt ganz schief ausdrückt, der sonst gerade für die Behandlung Schillers und Kants im philosophischen Schulunterricht so wertvolle und beherzigenswerte Winke gibt³⁰⁾. Wir begegnen jener falschen Auffassung immer wieder, obgleich Kühnemann³¹⁾ schon längst, ferner Vorländer a. a. O. und neuerdings wieder Bauch³²⁾ das, was daran wahr ist, auf das rechte Maß zurückgeführt haben.

Freilich hat Schiller selbst zu dem Mißverständnis den Anlaß gegeben durch sein bekanntes Distichon:

Gewissensskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

²⁹⁾ Auf diese Übereinstimmung Kants und Schillers in dem Bilde des Herakles „als Versinnlichung der ringenden und siegenden Menschheit“ und auf die Möglichkeit einer Anregung des Dichters durch den Philosophen hat schon Vorländer hingewiesen in seiner Dissertation „Der Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit“. Marburg 1893, S. 65, Anm. 1.

³⁰⁾ Baumeisters Handbuch, Bd. III, Abt. VII, S. 150.

³¹⁾ Die Kantischen Studien Schillers. Marburg 1889. Hier S. 64, 65 bespricht Kühnemann eingehend die ältere Litteratur über diesen Gegenstand.

³²⁾ Bauch: Immanuel Kant. Sammlung Börschen 1911, S. 140 f.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebet.

Da diese Stelle schon viele schiefe Auffassungen verursacht hat, verlohnt es sich wohl, sie einmal genauer anzusehen. Es handelt sich um die Strenge des kantischen Pflichtbegriffs, der jede Bundesgenossenschaft der Neigung stolz ausschlägt.

Derjenige, der sich hier „Gewissensstrupel“ macht, scheint recht im unklaren über sich selbst befangen zu sein. Denn wenn die Neigung nur so mit seiner Handlung zusammentrifft, daß sie nicht den Bestimmungsgrund des Willens bildet, sondern mit dem Willen nur die Richtung gemein hat, so hätte er gar keine Ursache, sich Skrupel zu machen. Seine Handlung geschähe zwar nicht aus Pflicht, aber trotzdem pflichtgemäß. Er hätte ebenso wenig Ursache, sich ihrer besonders zu rühmen. Das Schiller'sche Wort „tugendhaft“ dient dazu, um die klare Beurteilung zu verschleiern. Den Freunden gern zu dienen, kann man liebenswürdig finden, eine solche Handlung kann, wie Kant selbst sagt, Lob und Aufmunterung verdienen. Es wäre aber Eitelkeit, für sich daraus ein moralisches Plus herleiten zu wollen.

Trügerisch wie die von Schiller aufgeworfene Frage ist auch die Antwort. Schiller spielt den Gedanken auf den Boden einer falschen Voraussetzung hinüber in den Worten „du mußt suchen, sie zu verachten“. Er setzt dadurch dem Willen eine Bedingung, er stellt ihn ein auf eine Absicht, er gibt ihm einen Bestimmungsgrund, der nicht mehr in dem bloß formalen Prinzip des Willens anzutreffen ist; er macht aus dem kategorischen einen hypothetischen Imperativ.

Aber das ist ja, wird jeder sofort sagen, nicht ernst gemeint; es ist doch nur eine Persiflage! Ganz recht! Schiller übertreibt, und Übertreibung ist das gute Recht der Satire. Aber Schiller tut mehr. Er mengt in die reine Maxime des Handelns eine Absicht, die darauf ausgeht, einen scheinbaren Hinderungsgrund der Sittlichkeit, der in Wahrheit gar kein Hinderungsgrund ist, auf die Weise zu überwinden, daß er ihn in seinen ebenfalls nur scheinbaren Konsequenzen ad absurdum führt.

Ein wahrer Lusthieb nach Art der Sophisten! Nicht ganz so grob, aber geschickter und witziger als des Lehrlings spaßhafte Entgegnung auf das cogito ergo sum in demselben Gedichte.

Das Gedicht „die Philosophen“ ist eine so derb humoristische Satire, daß man endlich aufhören sollte, es als eine ernstgemeinte „Widerlegung“ Kants aufzutischen. Für den Schulunterricht ist es überhaupt viel zu schwer und ohne eine ziemlich gründliche Kenntnis der Geschichte der Philosophie kaum verständlich.

An der Schärfe der Satire darf man nicht Anstoß nehmen. Hat doch Schiller in demselben Gedicht in übermütiger Laune selbst das köstlich verspottet, was ihm heiliger Ernst war: die Begründung der Freiheit auf dem Prinzip der Autonomie, das Kantische „du kannst, denn du sollst!“ Der Lehrling im Gedicht ist das dumme, naseweise Publikum, das Wahrheit bar aufgezählt haben möchte wie Münze auf einem Brett. Da wird denn wohl unter seinen plumpen Fingern mancher philosophische Satz zur Karikatur.

Allein ich halte den Leser schon ungebührlich lange auf mit der Betrachtung eines Gedichtes, nur um nachzuweisen, daß es eigentlich nicht hierhergehört. Wo es aber zur Sprache kommt, erfordert es zur Verhütung von Mißverständnissen ganz besondere Vorsicht.

Es bleibt dabei: an der Strenge des Pflichtbegriffs ist nicht zu rütteln und zu deuteln. Und sollte er auch nirgends in der Welt verwirklicht angetroffen werden.

„Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.“

Denn es ist hier auch gar nicht die Rede davon, „ob dies oder jenes geschehe, sondern die Vernunft für sich selbst und unabhängig von allen Erscheinungen gebiete, was geschehen soll“³³⁾.

Die Gedichte „die Worte des Wahns“ und „die Worte des Glaubens“ zeigen den engsten Anschluß Schillers an die Gedanken Kants. —

Man ist manchmal versucht anzunehmen, daß die große Popularität Schiller zum Unsegen geworden sei. Manche seiner Worte sind im Volksmunde derart abgegriffene Münze geworden, daß die Feinheit des Gepräges übersehen wird. Dazu rechne ich auch das bekannte:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Wie ist mit unübertrefflicher Kürze in dem „sieht“ und „übet“ die Spekulation der Tat gegenübergestellt! Nicht allein daß die

³³⁾ Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, S. 39.

Da ist kein
Und mit M

Da die
verlohnt es
sich um die
genossenschaft

Derjen
recht im un
Neigung nur
den Bestimm
nur die Rich
Skrupel zu
P f l i c h t ,
wenig Ursach
Wort „tugen
schleiern. D
finden, eine
Aufmunterun
ein moralisch

Erüger
auch die An
einer falsche
suchen, sie zu
dingung, er
stimmungsgr
des Wollens
hypothetische

Aber da
es ist doch n
und Übertrei
tut mehr. G
sicht, die dar
Sittlichkeit, i
die Weise zu
baren Konjec

Ein wa
so grob, aber
Entgegnung

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

verachten,
gebeut.

verursacht hat,
i. Es handelt
r jede Bundes-

macht, scheint
Denn wenn die
, daß sie nicht
mit dem Willen
e Ursache, sich
ar nicht aus
hätte ebenso-
as Schillersche
eilung zu ver-
liebenswertig
sagt, Lob und
ür sich daraus

eine Frage ist
auf den Boden
en „du mußt
illen eine Be-
hm einen Be-
nalen Prinzip
orischen einen

ernst gemeint;
ler übertreibt,
Aber Schiller
elnis eine Ab-
ngsgrund der
rund ist, auf
Als nur schein-

Nicht ganz
ngs spaßhafte
Gedichte.

sittliche Tat nicht des Verstandes der Verständigen bedarf, nein, mehr noch: Wille und Tat machen möglich, was dem bloß theoretischen Verstande unmöglich blieb. Es liegt in jenen Worten nichts Geringeres als die Lehre vom *Prima*t der praktischen Vernunft. „Nicht ohne Bewunderung“³⁴⁾ sieht der Philosoph, wie wahre Sittlichkeit von unserm Wähnen über Unerforschlichkeiten so ganz und gar nicht abhängt. Angesichts der frommen Einfalt schlägt sogar die Sprache Kants bewegende Töne des Gemütes an.

Mit jenem Schillerworte aber geht es uns wie mit jenem Bibelworte, daß der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft. Unzähligemal hat man es gehört und vielleicht nachgesprochen und die abgrundtiefe Wahrheit kaum gefühlt, bis sie sich einmal von unerwarteter Seite plötzlich in ahnungsvoller Weite auftut.

Diese Andeutungen beabsichtigen nichts weiter, als auf einen für die Schule möglichen und meiner Meinung nach zweckmäßigen Weg zur Philosophie hinzuweisen. Ich weiß wohl, daß viele Wege zum Ziele führen, und daß man es auch ganz anders machen kann, je nachdem der Ausgangspunkt ein anderer ist.

³⁴⁾ Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. S. 34

